Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 5

Artikel: Der heilige Schreiner
Autor: Flückiger, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073216

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeichnung Max Trostel

Der heilige Schreiner

Erzählung von Hans Flückiger

Bauwil erwartete die Ankunft des neuen Besitzers der Dorfschreinerei mit beträchtlicher Neugierde. Niemand hatte daran gedacht, daß sich für den veralteten Betrieb ein ernsthafter Interessent einstellen würde. Das Dorf bot selbst in Konjunkturzeiten für jede Art von Gewerbetreibenden nur ungenügenden Verdienst. Und damals, als der 80jährige Hofer seine Werkstatt und Kleinbauernwirtschaft auf den Markt brachte, wand sich die ganze Welt in den Klammern der schlimmsten Krise. Darum nahm die Bevölkerung allgemein an, bei dem Neuen werde es sich entweder um einen halben Trottel oder um einen verzweifelten Hungerleider handeln. In beiden Fällen war damit zu rechnen, daß er in höchstens drei Jahren erledigt sein würde.

Die äußere Erscheinung und das Benehmen Hans Gautschis entsprachen denn auch tatsächlich ungefähr den Vorstellungen. Der eher schmächtige junge Mann war linkisch, scheu und im menschlichen Verkehr ungeübt, seine Frau, wenn möglich, noch schüchterner. Die beiden hatten ein neun Monate altes Töchterchen mitgebracht, was die Vermutung zu bestätigen schien, daß der Mann aus dem verzweifelten Wunsch, für sich und seine junge Familie eine sichere, wenn auch noch so bescheidene Existenz aufzubauen, den Hofer'schen Betrieb übernommen hatte.

So klug also die Vermutungen gewesen waren, auf das, was die Bauwiler nun erhielten,

hatten sie sich wirklich nicht gefaßt gemacht. Schon nach 14 Tagen überfiel Gautschi sie mit einer für die kleine Gemeinde unerhörten Überraschung. Durch Flugblatt und Inserat lud er seine neuen Dorfgenossen nämlich auf jeden dritten Sonntag des Monats zu einer Blaukreuzversammlung in seiner Werkstatt ein. Gleichzeitig forderte er die «lieben Eltern» auf, ihre Kinder jeden Sonntagmorgen zu ihm in die Sonntagsschule zu schicken.

Bauwil empfand diese Einladung wie eine Beleidigung, als ob der junge Schreiner dadurch das sittliche und religiöse Niveau des Dorfes, dessen Bräuche er ja noch gar nicht kennen konnte, öffentlich angezweifelt hätte. Die Sache wurde noch schlimmer, als sich die Kunde über den Verlauf der ersten Blaukreuzstunde verbreitete. Die regimentsfähige Jugend hatte es sich nicht nehmen lassen, zu diesem Anlaß etwas wie eine offizielle Vertretung abzuordnen.

Gautschi war ein hoffnungslos schlechter Redner. Durch extreme Hast versuchte er, seine angeborene Scheu zu übertönen, wobei er in den Fehler vieler Dilettanten verfiel, den Mangel an zwingender Gedankenordnung durch den Gebrauch von Worten, die ihm um ihrer dunklen Bedeutung willen besonders gewichtig und eindrücklich erschienen, verdecken zu wollen. Er berichtete ohne Abweichung von der üblichen Formel, wie er einst ein armer Trinker und verlorener Sünder gewesen sei, wie der Herr in seiner allmächtigen Gnade und Herrlichkeit ihn aber errettet und mit der Krone der Königsherrschaft gekrönt habe. Seither habe er von Sieg zu Sieg schreiten dürfen.

Die Anstrengung, die es ihm offenbar bereitete, diese Worte so zusammenhängend vorzutragen, daß er nicht durch Pausen aus der Fassung gebracht wurde, hatte indessen zur Folge, daß die stolzen Worte eher kläglich klangen. Übrigens wurde es dann bald klar, daß Gautschi in den Leiden der Welt besser Bescheid wußte als in den Freuden des himmlischen Königreiches.

Am meisten Anlaß zu ausgelassener Imitation gaben in der Folge Gautschis Schlußbemerkungen: «Ich bin neu in Bauwil; ich weiß nicht, was hier auf mich wartet. Eines aber weiß ich so gewiß, als ich hier stehe: Der Herr hat mich in dieses Dorf geführt. Er hat also auch eine Aufgabe, einen Dienst für mich. Obschon ich mir meiner Schwachheit bewußt bin, werde ich bereit sein, den mir zugewiesenen Dienst zu leisten.»

Die Bauwiler fühlten sich in ihrer ursprünglichen Vermutung, daß Gautschi ein halber Idiot sei, mehr und mehr bestätigt, als sich herausstellte, wie wenig geschäftstüchtig er war. Mit den Flickarbeiten, die ihm die Dörfler etwa zuhielten, ließ sich zwar ohnehin kein Vermögen verdienen. Man hätte aber immerhin erwarten dürfen, daß er sich in der allgemein so schlimmen Zeit doch für jede Fensterscheibe, die es einzusetzen, für jedes wacklige Stuhlbein, das es festzumachen galt, dankbar erwiesen hätte. Ganz im Gegenteil nahm er jedoch jedes kranke Möbel mit einem Seufzer entgegen, und wer ihm bei der Arbeit zusah, konnte meinen, am liebsten würde er Holz und Werkzeug in eine Ecke schmeißen. Am fertigen Werk war zwar nichts auszusetzen, aber es sah immer so aus, als würde er es sich mit unsäglicher Mühe abringen. Und obschon er zu derartigen Flickereien immer unverhältnismäßig lange brauchte, setzte er dafür einen so niedrigen Preis an, daß dieser sogar den spärlichen Kunden allzu dürftig vorkam, was sie sich allerdings vor Gautschi nie anmerken ließen. Ihre Verachtung für seine Weltfremdheit zog daraus aber neue Nahrung.

Dagegen wurden alle Wetten, daß er sich nur ein bis drei Jahre würde halten können, verloren. Erklären konnte man sich das zwar nicht, stand doch fest, daß Gautschi sich bei der Erwerbung des Betriebes erhebliche Hypothekarschulden hatte aufhalsen müssen. Auch so noch hatte er die Schreinerei nur zu kaufen vermocht, weil ein Blaukreuzfreund ihm offenbar für eine beträchtliche Summe Bürge gestanden hatte. Des Mannes Zinsenlasten mußten erdrückend sein.

Gautschi war ganz offensichtlich ein gepeinigter, schwarzseherischer Mann. Von seiner Frau hatte niemand den Eindruck, daß sie seine Gedanken aufzuheitern vermöchte. Zwar mußte man ihr ein bemerkenswertes haushälterisches Talent zuerkennen. Sie kam offenbar mit einem unglaublich geringen Mindestmaß an Bargeld aus. Im Garten schien sie jedes Pflänzlein mit steter, fast beschwörender Aufmerksamkeit zu umgeben und ihm bestes Gedeihen geradezu abzuschmeicheln. Ähnliches Lob gebührte der Art, mit der sie ihre Familie kleidete. Jedes Stücklein nähte sie selber mit geradezu perfektionistischer Sorgfalt. Einzelne Bäuerinnen fingen nach einiger Zeit an, ihr

VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE

Wo ist die nächste Jagdbeute?

kleine Näharbeiten zuzuhalten, die Frau Gautschi mit demütiger Gebärde und wenig Worten entgegennahm, und für die sie ein unsäglich mageres Löhnlein verlangte.

Selten hätte man wohl mit mehr Recht von stillem Heldentum reden können als bei dieser Frau. Aber in ihren Augen lag beständig eine leidende Traurigkeit, die Hans Gautschi einen nie nachlassenden Vorwurf entgegenhielt, einen passiven, verzweifelten Vorwurf ohne jeden Laut. Und zwar spürten die Dörfler, daß ihr Leiden weit schmerzreicher war als das ihres Mannes. Gautschis Ergebenheit, so sehr sie auch von einem tief in der eigenen Seele wurzelnden Weltschmerz geprägt schien, war doch stets eine Ergebenheit in Gott. Mochte sein äußeres Gebaren dem auch widersprechen, so spürte man doch, daß er an einen letzten Sinn in jeder Not und Entbehrung mit unerschütterlicher Beständigkeit glaubte. Anders bei seiner Frau. Anfangs war zwar auch ihre Demut von rechtem Glaubensernst durchwirkt gewesen. Die Not aber schien nach und nach der betenden Haltung den Saft des Lebens zu entsaugen, so daß diese zur bedeutungslosen Gebärde wurde, beängstigend in ihrem Widerspruch von scheinbarer Ergebung und sichtlicher Bitterkeit.

Eigentümlicherweise wirkte sich aber gerade dies zum uneingestandenen Ruhme Gautschis aus. Er behandelte seine Frau mit einer nie nachlassenden Ehrerbietung, deren selbstverständliche Ritterlichkeit dem unansehnlichen Manne die natürliche Überlegenheit seelischen Adels verlieh. Anfänglich wurde zwar auch diese fürsorgende Liebe, diese ununterbrochene, keine Verlegenheit kennende Hilfsbereitschaft seiner Frau gegenüber absichtlich und spottsüchtig als Pantoffelheldentum verkannt. Die besten unter den Bauwilern begannen indessen die Albernheit dieser willkürlichen Sichtverzerrung, die eine unbefangene Beobachtung sogleich korrigieren mußte, im Verlaufe einiger Jahre doch einzusehen.

Gautschis Ansehen nahm von dem Tage an beträchtlich zu, als sein ältestes Töchterlein, dem in Bauwil noch ein Bruder und ein Schwesterlein gefolgt waren, schulpflichtig wurde. Im ersten Jahre schon schaffte sich die kleine Magdalena eine Reputation als wahre Hexenmeisterin aller Fächer, und die Lehrerin sorgte dafür, daß ihre hohe Meinung von dem begabten Kinde im Dorfe jedermann bekannt wurde. Rosa Bernhard hatte für die Gautschi-Familie von Anfang an spontane Sympathie empfunden. Obschon ihr manches Herzensanliegen, das Gautschi umtrieb, persönlich fremd war, verschloß sie sich der Kraft einer hervorstechenden Überzeugung keinen Augenblick. Sie war es denn auch, die des Dorfschreiners berufliches Können für alle sichtbar zum Vorschein brachte. Zwei Jahre nach Magdalenas Schuleintritt verlobte sie sich mit einem Kollegen im Bezirkshauptort. Bei dieser Gelegenheit bestand sie darauf, Gautschi eine Chance zu geben, seine Meisterschaft an etwas anderem als Fensterrahmen und Schulbänken zu beweisen. Sie hielt an ihrer Absicht auch dann noch fest, als sich ungewöhnliche Schwierigkeiten erhoben. Gautschi machte sich zwar mit einem Eifer, der an ihm erstaunte, an den Entwurf der Möbel für Rosa Bernhard heran. Und als es dann zu Besprechungen mit der Auftraggeberin kam, legte er eine Beredsamkeit an den Tag, die man bei ihm nie erwartet hätte. Seinem Kopf schienen Vorschläge und Variationen dazu mühelos zu entspringen. Wenn Rosa Bernhard etwa die Form eines Schranktürornaments sanft kritisierte, war er nicht nur mit andern Vorschlägen sofort zur Stelle, sondern er wies auch gleich darauf hin, daß gewisse andere Formen der Möbel dann abgeändert werden müßten, um wiederum eine überzeugende

Gesamtharmonie zu erreichen. Als nach einigen Wochen alle Pläne zur Ausführung fertig waren, hatte die Lehrerin den Eindruck, daß nichts zu finden gewesen wäre, das ihren eigenen Wünschen vollkommener entsprochen hätte, als was jetzt in dieser notdürftig eingerichteten Werkstatt entstehen sollte.

Die Herstellung der Möbel war indessen sowohl für Gautschi als auch für Fräulein Bernhard nichts weniger als ein Leidensweg. Bereits am Anfang erhob sich das erste Hindernis. Als die Lehrerin Gautschi nach zwei Wochen fragte, wie die Arbeit vorwärts gehe, antwortete der Schreiner, daß er auf die Ankunft des nötigen Holzes warten müsse. Dabei spürte Rosa Bernhard sogleich heraus, daß in Gautschis Stimme zögernde Verlegenheit mitschwang. Als sie in ihn drang, erfuhr sie, daß mehrere Grossisten nicht allzu begierig seien, ihn zu beliefern. Mehrmals schon hatte er seine Zahlungen allzu lange hinauszögern müssen. Rosa Bernhard anerbot sich, an eine Firma zu schreiben und offerierte dem Schreiner eine Vorauszahlung. Schließlich vereinbarte sie mit ihm einen Zahlungsplan, demzufolge er für seine Arbeit fortlaufend entschädigt würde. Aber als sie nach einiger Zeit in der Werkstatt erschien, war sozusagen noch nichts angefangen. Gautschi hatte nur Glück, eine Auftraggeberin gefunden zu haben, die sich in ihrem Handeln nicht allein vom äußern Anschein bestimmen ließ. Sie ahnte, daß der Auftrag, nun da er wirklich in seinen Händen lag, Gautschi mit einer Art lähmendem Schrecken erfüllte. Dazu gesellte sich noch die plötzliche seelische Reaktion auf ein auf mehrere Monate hinaus gesichertes, wenn auch kleines Einkommen. Von einem jahrelangen Druck befreit, spürte er plötzlich den fast unbezähmbaren Wunsch, einmal auszuspannen und zur Besinnung zu kommen, und das umso mehr, als er genau wußte, daß der jetzige Auftrag bei seiner finanziellen Not keine Bresche in eine bessere Zukunft schlug, sondern seine gegenwärtigen Schwierigkeiten nur zeitweilig überbrückte.

Rosa Bernhard besaß eine beträchtliche angeborene Hartnäckigkeit, die ihrer zierlichen Gestalt, wie auch den eher weichlichen Gesichtsumrissen, zu widersprechen schien. So sah sie sich ungezwungen in der Werkstatt um, wollte das gelieferte Holz sehen und fragte mancherlei beinahe verfängliche Einzelheiten über die handwerklichen Vorgänge, die bei weniger Liebenswürdigkeit verletzend hätten wirken müssen. So fand sie denn auch bald heraus, daß Gautschi unnötig viel Material einfach deshalb verschwendete, weil er in einem unbeherrschten Augenblick mehrmals das gleiche Stück angefangen und verdorben hatte. Durch ihre bescheidene Bitte, sie doch nun nicht etwa im Stiche zu lassen, befähigte sie ihn dann, mit neuer Zuversicht an die Arbeit heranzugehen. Doch brauchte es auch so noch mehrerer Ermahnungen und ermutigender Zureden, bis die ganze Möbelaussteuer fertig war. Zu Rosa Bernhards Genugtuung war sie dann aber auch ein makelloses Meisterstück, das sich in jeder Einzelheit als Originalwerk Gautschis erwies. Auch diesmal versäumte die Lehrerin nicht, des Dorfschreiners Lob überall zu verkünden.

Trotz solcher Erfolge blieb Gautschis Stellung in Bauwil angefochten. Zwar zeitigte die Empfehlung der Lehrerin eine zweifache Wirkung: Das Selbstvertrauen des Schreiners wuchs ein wenig, und mehrere Aufträge für Einzelmöbel trafen ein. Aber die meisten Dörfler betrachteten ihn deshalb noch lange nicht als einen Bauwiler. Für sie war er ein Eindringling und störender Fremdkörper. Bei der entschiedenen Weigerung, sich dem gewachsenen Dorfbrauch unterzuordnen, konnte das nicht verwundern. Ohne daß es der gesprochenen Sprache bedurft hätte, war seine Einstellung eine beständige Kritik am Verhalten der führenden Dorfgrößen. Wenn der heimliche Groll des Kreuzwirtes, des Feldbauern, des Maurers und mancher anderen nicht in offene Feindschaft ausmündete, dann nur deshalb, weil Gautschis Bescheidenheit seine Überzeugung umso glaubhafter machte. Und doch spürte man, daß es nur eines passenden Anlasses bedurfte, um den lauernden Gegensatz zum Kampf zu entfachen.

Dieser Anlaß bot sich im Fall Schneider. Es versteht sich, daß Gautschi seine missionarische Tätigkeit nicht auf Sonntagsschule und Blaukreuzversammlung beschränkte. Immer wieder überwand er seine Scheu und suchte Leute auf, von denen er wußte, oder zu wissen glaubte, daß sie Alkoholiker waren. Sein Umgang mit Menschen war auch in dieser Beziehung gehemmt. Gemäß seinem Wesen entwarf er von den Trinkern, die er aufsuchte, allzu gerne ein von schmerzlichem Eifer eingegebenes drohend-düsteres Bild. Und allzu unvermittelt mochte er gelegentlich auf eine unterschriftliche Verpflichtung zu völliger Enthalt-

samkeit hindrängen. Allerdings entsprach es seiner christlichen Demut, daß er sich selber dabei möglichst zurückstellte und nie versäumte, den Glauben an die rettende Macht Gottes zu bezeugen. Es gab Leute, die seiner selbsterwählten Alkoholfürsorge eine beschränkte Berechtigung zuerkannten. Mehrmals wurde er von außen, einmal sogar vom Sternenwirt persönlich, zu Hilfe gerufen, wenn jemand so sehr alle Kontrolle über sein Handeln verloren hatte, daß selbst der Wirt eine Abhilfe für nötig hielt. Dies empfand Gautschi jedesmal als eine Bestätigung seiner eigenen Aufgabe, obschon er über die Kurzsichtigkeit seufzte, die ihm nur Flickarbeit legitim zuerkennen wollte, dagegen den Wert einer gründlichen Behandlung, wie er sie verstand, nicht einsah. Im Gespräch mit Dorfbewohnern wies er darauf hin, daß die allgemeine Einstellung sich ändern sollte, wenn man den Trunksüchtigen helfen wolle. Gegenwärtig werde es immer noch als eine größere Schande betrachtet, sich aller alkoholischen Getränke zu enthalten, als seine Familie wegen Alkoholismus in materielle und seelische Not zu stürzen.

Eine Bestätigung seiner Ansichten sah Gautschi im erwähnten Fall Schneider. Schneider war seines Berufes Maurer und führte, wie alle Handwerker des Ortes, nebenbei noch einen Kleinbauernbetrieb. Als 45jähriger Mann hatte er bereits eine erwachsene Tochter und einen 18jährigen Sohn. Drei Kinder standen noch im schulpflichtigen Alter. Darüber, daß er ein krankhafter Störentrinker war, konnten keine Zweifel bestehen. Daß er während solcher Anfälle die Herrschaft über sich selber verlor und seine Frau und seine Kinder gelegentlich auch mit Schlägen mißhandelte, wurde mehrfach bezeugt. Äußerlich konnte es für seine verderbliche Sucht keinen deutlicheren Beweis geben als die Tatsache, daß er, der Haus und Betrieb ererbt hatte, mit seiner Familie schon mehrmals Armenunterstützung hatte beanspruchen müssen.

Daneben allerdings war er ein stattlicher Mann. In nüchternem Zustand hätte man ihm seinen Alkoholismus kaum zugetraut, und nach dem Genuß von Wein und Schnaps täuschte er manchen zufälligen Beobachter durch seine höhnische Anmaßung, seine flammende Herrschsucht, über seine wahre Verfassung hinweg. Man konnte es dem Kreuzwirt nicht einmal verargen, wenn er gelegentlich, seiner besseren Einsicht entgegen, Schneiders herrischer Forderung nach mehr Wein nachgab, auch wenn der Maurer seine Barschaft längst erschöpft hatte. Gautschi allerdings, der die Wirtezunft allzu leicht in Bausch und Bogen der niedrigsten Beweggründe fähig hielt, sah darin bloß ein Beispiel gewissenloser Berechnung. Er hegte den starken Verdacht, den er allerdings nur auswärtigen Gesinnungsfreunden gegenüber äußerte, daß der Kreuzwirt bei seinem Tun seine Blicke bereits auf dieses und jenes Landstück Schneiders gerichtet halte, und daß er sich auf diese Weise die Dienste einer billigen und starken Arbeitskraft verpflichten wollte. Daran mochte soviel wahr sein, daß der Wirt genau wußte, daß er Schneiders Trinkschulden immer irgendwie eintreiben konnte. Anderseits hatte er tatsächlich öfters vorsichtig versucht, dem Maurer ein zusätzliches Gläslein zu verweigern, dann allerdings unter der Drohung der dröhnenden Faust jedesmal nachgegeben.

Wenn Gautschi sich nun etwa ein Jahr nach der Vollendung des großen Auftrages für Rosa Bernhard ganz besonders um Schneider zu bemühen begann, dann vor allem um dessen Frau willen. Der großgewachsenen Vierzigerin sah man in der Haltung und im Schnitt der Gesichtszüge noch gut an, daß sie einst eine vielbegehrte Dorfschöne gewesen. Man verstand wohl, daß der schmucke Maurer vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten mit herrischer Aufdringlichkeit um sie geworben hatte.

Heute allerdings hätte Anna keine Hahnenkämpfe mehr ausgelöst wie damals, da es zu einer nie vergessenen Rivalenprügelei im Kreuz gekommen war. Die Spuren ehemaliger Schönheit verloren sich vielerorts in den Falten eines allzu früh gealterten Gesichtes. Und sie, die einst zu den übermütigsten Töchtern Bauwils gehört, bot jetzt ein Bild leidender Niedergeschlagenheit.

Anfänglich hatte sie Gautschis Kommen nicht gerne gesehen und seine Einladung zu einer Blaukreuzversammlung beinahe empört abgelehnt. Einmal war ihr Mann aber in so furchterregendem Zustande heimgekommen, daß sie selber eines der Kinder zum Dorfschreiner schickte. Seither war sie nach und nach zu einer ziemlich regelmäßigen Besucherin der monatlichen Abendzusammenkünfte in Gautschis Werkstatt geworden. Dort saß sie dann mit ergebener Miene und verschlang die ihr gebotene, schlecht zubereitete geistige Nahrung mit Dankbarkeit.

Bei dem Interesse, das Gautschi dem Schicksal Anna Schneiders entgegenbrachte, konnte es nicht ausbleiben, daß er auch von einer Tatsache erfuhr, die bereits vorher im Dorfe bekannt geworden war. Als Frau Gautschi, die ihrem Manne auf ihre Weise auch in seiner Fürsorgearbeit half, im Maurerhause einen Besuch abstattete, fand sie Anna Schneider mit einem blöden Blick inmitten einer unbeschreiblichen Unordnung sitzen. Es stellte sich dann auf ihre und Gautschis Nachforschungen hin heraus, daß derselbe Zustand in letzter Zeit schon mehrmals eingetreten war.

Schneider war natürlich der erste gewesen, der die merkwürdigen Anfälle seiner Frau bemerkt hatte. Er sah darin einen längst gesuchten Anlaß zu einem Hieb gegen Gautschi. Weitschweifig schilderte er im Kreuz die Geistesverfassung seiner Frau, entwarf ein grauenerregendes Bild von der häuslichen Unordnung und malte schließlich den Schreiner mit Hörnern und Bocksfuß als den Heimzerstörer und Verführer mit grellen Farben mitten in den Helgen hinein.

Der gewünschte Erfolg blieb nicht aus. Viele teilten Schneiders Ansicht und empfanden mit einem Mann, dem solches Elend zugestoßen, freigebig geäußertes Mitleiden. Der Schreiner erschien als der verderbliche Bösewicht, und Anna verzieh man es nicht, daß sie aus einer stolzen Dorfschönen zur Schlampe geworden war. Man munkelte, daß sie wohl allezeit einen schwachen Charakter gehabt haben müsse. Plötzlich hatten viele, die sich vorher nie um die Sache gekümmert, für Schneiders Trunksucht eine das Gewissen betäubende Erklärung gefunden.

Gautschi selber stellte die Frau zur Rede, machte ihr über ihre Nachlässigkeit Vorhaltungen und ermahnte sie, sich zusammenzunehmen, wenn sie ihrem Manne helfen wolle. Man sah ihm an, daß er unter den Zuständen litt, als ob es sich um ein ungelöstes persönliches Problem gehandelt hätte. Kein Vorwurf der Dörfler hätte ihn schmerzlicher treffen können als seine eigenen bohrenden Fragen. In schlaflosen Nächten – diese Marterinnen begleiteten sein soziales Wirken seit Jahren – zerquälte er sein Gehirn, um herauszufinden, wo er im Falle Schneider gefehlt habe und was nun zu tun sei.

Mühsam, aber unbeirrt rang er sich zu einem Entschluß durch, bis einmal gegen Morgen in seinem Geiste die Entscheidungen fielen. Er mußte versuchen, das Dorf von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß Schneider endlich zur Kur in eine Trinkerheilanstalt eingewiesen und seine Frau zur gründlichen Erholung in ein passendes Heim geschickt werden sollte. Es würde schwer halten, mit dem Plan durchzudringen. Nur wenn die Gemeinde bereit war, zu diesem Zweck die nötigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen, würde er gelingen.

Aus langer Erfahrung heraus wußte Gautschi, daß die meisten Dorfpolitiker knauserig wurden, wenn es um Sozialausgaben ging. Außerdem richtete sich die Aufmerksamkeit gegenwärtig zur Hauptsache auf die Pläne zum Bau eines neuen Schulhauses. Nachdem er einmal den richtigen Weg gefunden zu haben meinte, durfte er sich indessen von solchen Schwierigkeiten nicht mehr zurückhalten lassen.

Seine Vorbereitungen, mit denen er noch am gleichen Tage anhob, wurden allzu bald von außen her ebenso unerwartet wie grausam unterbrochen. Trotz aller Vorsicht hatte der

Der Sonderfall Schweiz

«Im Gegensatz zu den meisten und gerade den größeren Ländern Europas ist die Schweiz ein völlig intaktes, zu seiner Selbstauflösung und Verschmelzung mit anderen keineswegs begieriges Staatswesen. Kosmopolitische Bildung, die Tradition internationaler, philanthropischer Tätigkeiten verbinden sich hier mit einem harten nationalen Egoismus und mit einer alten, zum Mißtrauen eher denn zu spekulativen Hoffnungen stimmenden historischen Erfahrung, mit einem nahezu untrüglichen Instinkt für das, was dem eigenen Volke frommt.»

Professor Mann im «Lexikon über die Außenpolitik», zitiert von Minister H. Schaffner, anläßlich eines Vortrages im Schweizerischen Handels- und Industrieverein.

Maurer irgendwie von Gautschis Plänen und Vorschlägen gehört. Sie waren ihm wohl sogar mit boshafter Absicht zugeraunt worden. Es bestand später Grund zur Annahme, daß für den Verrat niemand anders als der Kreuzwirt selber die Verantwortung trug. Und zwar handelte er nicht aus grundsätzlicher Gegnerschaft gegen die Pläne Gautschis, sondern aus jenem erbarmungslosen katzenhaften Spieltrieb heraus, dem das Tun vieler entspringt, denen es an wirklich echten Überzeugungen mangelt. So mußte es auffallen, daß es der Kreuzwirt war, der sich an den wütenden Anstrengungen Schneiders, Gautschi moralisch und beruflich zu erledigen, mit geradezu diabolischer Wonne weidete.

Schneider hatte sich bereits an seiner Mär, nach der Gautschi als der Zerstörer seines Familienglückes figurierte, in eine künstliche Entrüstung hinein gesteigert. Nun wurde seine anklägerische Einbildungskraft erst recht angefacht. Daß er die Inspiration im Kreuz wachzuhalten und zu steigern trachtete, war für einen Mann seiner Veranlagung natürlich. Nicht nur der Alkohol, sondern auch der Beifall von Stammkunden wie dem Feldbauern, Rudolf Schmid in der Erlen und Otto Hess vom Moosboden, gereichte ihm zur nötigen Anregung. Jede neue Anschuldigung, die Schneider hervorstieß, rief einem ausgelassenen, nach und nach immer leidenschaftlicheren Gebrüll. Und was als Scherz mit der komischen Wut eines Angetrunkenen angefangen hatte, endete in allgemeiner Empörung, die bald über den kleinen Stammtischkreis hinausgriff und an einem Abend das halbe Dorf entflammte. Aus einem Gemisch von Andeutungen, Vermutungen und Empfindungen entstand mehr und mehr eine zusammenhängende Darstellung, die infolge vieler Wiederholungen und hektischen Umformungen im Bewußtsein der Bauwiler nach und nach den Stempel verbürgter Wahrheit empfing.

Folgendermaßen etwa lautete die Geschichte, die mit boshafter Absichtlichkeit auch Gautschi selber zugetragen wurde:

Der Versuch, Schneider in eine Trinkerheilstätte einliefern zu lassen, war nichts anderes als ein Schachzug des Schreiners, dessen Durchtriebenheit man bisher ungenügend durchschaut hatte. Unter dem Mantel eines selbsterwählten Sozialfürsorgers verbarg sich ein skrupelloser Ränkeschmied. Nur darum sollte nämlich der Maurer ausgerechnet jetzt versorgt werden, weil er auf diese Weise aus dem Wettbewerb um Aufträge für den Schulhausneubau ausgeschaltet werden konnte. Daran hatte Gautschi offenbar ein direktes finanzielles Interesse, da er mit einem Blaukreuzfreund aus Staudenbach namens Brönnimann in verschwörerischer Verbindung stand. Dieser Brönnimann war seinerseits ein Maurer und hatte in Bauwil seine Offerte eingereicht und Gautschi gleichzeitig eine Belohnung versprochen, wenn er seinem Angebot zum Sieg verhelfe.

Noch schlimmer: Gautschi beabsichtigte, für sich den Ruf der Heiligkeit zu erlangen, um hinter diesem selbsterzeugten Nebel auf die Zeit zu lauern, da er Bauwil hinterrücks würde ausbeuten können. Diese Zeit hielt er offenbar für gekommen, hatte er doch für den Schulhausneubau eine Offerte eingereicht, die in kluger Verklausulierung viel unnötiges Material einschloß und übersetzte Arbeitslöhne vorsah. Die Betrugsabsicht war dadurch erwiesen, daß die Firma Berger aus Birenbach einen weit günstigeren Voranschlag unterbreitet hatte. Offenbar rechnete Gautschi damit, daß die Gemeinde, ungeachtet der höheren Ansätze, sozusagen eine moralische Verpflichtung fühlen würde, ihrem erlauchtesten Bürger ihren saftigsten Auftrag zu verschenken.

Aber Gautschi hatte sich verrechnet, die Geduld verloren und die Katze vorzeitig aus dem Sack gelassen. Man würde ihm nun eine Lehre erteilen, die er seiner Lebtag nicht mehr vergessen dürfte.

In die Vergeltungsschwüre mischte sich all der Groll gegen einen, der jahrelang in ihrer Mitte ein ketzerisches Sonderdasein gefristet und dem man bisher nie beizukommen vermocht hatte.

Als gegen Mitternacht einer den Vorschlag in die volle Wirtsstube des Kreuzes schleuderte, Gautschi einen gemeinsamen Besuch abzustatten, war das Zornesthermometer derart gestiegen, daß eine große Zahl mitgerissen wurde. Im Augenblick des Aufbruchs ereignete sich zwar noch ein kleiner Zwischenfall, indem Schneider, des Stehens ganz unfähig, vor dem Kreuz zusammensackte. Doch bedurfte man seiner Führung und seiner Haßreserven in diesem Stadium nicht mehr. Der Sturm auf die Schreinerwerkstätte war nicht mehr aufzuhalten.

Gautschi hatte etwas Derartiges seit den frühen Abendstunden befürchtet, da ihm der

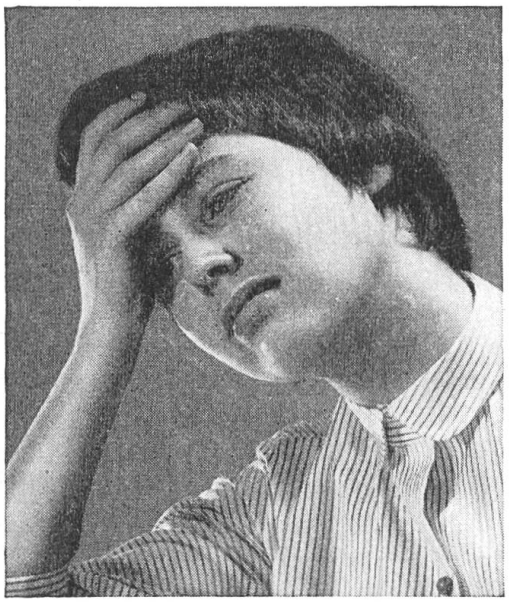
Feldbauer telephoniert und mitgeteilt hatte, er halte es für seine dorfpatriotische Pflicht, einem Schwindler, wie der scheinheilige Sonntagsschulprediger offenbar einer sei, die kürzlich erteilten Aufträge zu künden. Weitere Giftbotschaften waren darauf systematisch in seine Wohnung gesendet worden.

Das tatsächliche Auftauchen einer aufgereizten Rotte wirkte darum eher erleichternd. Ein Gewitter, das lange gedroht, war endlich losgebrochen.

Merkwürdigerweise war in diesem Augenblick jede Art von Bitterkeit, die er bisher den Bauwilern gegenüber empfunden hatte, verflogen. Statt dessen erfüllte ihn ein dankbares Gefühl, daß ihm eine Aufgabe, zu der er immer zu schwach gewesen, endlich abgenommen würde. Nicht einmal der Gedanke an Anna Schneider vermochte diese Seelenstimmung zu verscheuchen. Ihrer und ihres Mannes Not gegenüber hatte er während der drückenden Abendstunden vor dem Ausbruch des Sturmes eine tiefe Schuld empfunden, die er durch sein tollpatschiges, langsames Handeln, durch seine Menschenfurcht und seinen Mangel an Gottvertrauen aufgehäuft. Ihn würde eine gerechte Strafe treffen.

Seine Auffassung ließ sich seiner Frau gegenüber schwer verständlich machen. Seine Erklärungen empfing sie mit ihrem gewohnten stumpfen Schweigen. Einen Augenblick lang glänzten Tränen in ihren Augen. Gautschi streichelte ihr strähniges Haar mit sanfter Hand, eine Kundgebung, der sie sich einen Augenblick lang wie ein dankbares Tier hingab. Dann aber riß sie sich los, indem sie eine Arbeit vorschützte, und verließ das Wohnzimmer.

Die ersten Steine flogen scheibenzerklirrend in die Stube. Gleichzeitig erhob sich ein Chor von Stimmen, die ihren «heiligen Schreiner» aufforderten, sich zu zeigen. Im Lichte einer Straßenlampe erkannte Gautschi eine geschlossene Menschenmasse, die sich von der Gasse her über den kleinen Vorplatz gegen sein Haus zu bewegte. Eben wurde aus der Menge ein mächtiger Block geschleudert, vor dem sich der bebend zuschauende Schreiner unwillkürlich duckte. Er fiel aber mit lautem Krach auf das Dach und polterte dumpf auf den Estrichboden. Das war das Zeichen zu einem ohrenbetäubenden allgemeinen, aber ungeordneten Geschrei. Gleichzeitig lösten sich mehrere Gestalten von der Gruppe und näherten sich so



Darf man Kopfschmerzen leicht nehmen?

Nein! Immer wieder auftretende starke Kopfschmerzen sollten sogar vom Arzt behandelt werden, weil sie auf eine tiefergehende Störung hindeuten.

Bei **Kopfschmerzen** und **Migräne,** wie sie gelegentlich bei Wetterwechsel (Föhn), auf Reisen oder bei **Erkältungskrankheiten** auftreten, darf man jedoch zu einem guten Arzneimittel greifen.

Ihr **Arzt** empfiehlt Ihnen in solchen Fällen **Melabon,** weil es die Kopfschmerzen rasch und zuverlässig beseitigt, gut verträglich und angenehm einzunehmen ist.

Auch zur wirksamen Bekämpfung hartnäckiger **Gicht-, Rheuma- und Nervenschmerzen** aller Art ist Melabon ärztlich empfohlen.

Verwenden Sie jedoch Melabon auch bei starken Schmerzen sparsam: in den meisten Fällen genügt eine einzige Kapsel!

Verlangen Sie ausdrücklich

Mélabon

weit, daß Gautschi, der ganz hinten im Raum stand, sie aus den Augen verlor. Kurz darauf wurde an die Haustüre gehämmert, während auf der Südseite einige Fenster klirrten. Nun wußte Gautschi, daß sie das Haus umstellen würden, wenn er länger unsichtbar blieb.

Er war dem Hohn wehrlos preisgegeben. Was er auch tun mochte, um sich Gehör zu verschaffen, er wurde jedesmal lärmend unterbrochen und niedergeschrien. Gleichzeitig wütete ein wahres Fest der Zerstörung, unter dem Frau Gautschis Garten besonders übel litt. Für Gautschis Kinder waren es fürchterliche Stunden. Allmählich entlud sich nicht bloß der Haß gegen Gautschi, sondern all der Kräfteüberschwang, der sich hinter den hohen Dämmen aufstaut, den der harte dörfliche Alltag gegen die Grundmacht der menschlichen Triebe aufrichtet. Ein wahrer Deichbruch niederreißerischer Emotionen ereignete sich in diesen denkwürdigen frühen Morgenstunden und vernichtete so große Teile von Gautschis mühsam gehütetem Eigentum, daß dieser niemals hoffen konnte, die Katastrophe zu überstehen. Und doch empfand der Schreiner sie als eine eigentliche Katharsis. Als die systematisch abgedeckten Ziegel ringsum zu Boden schmetterten, sah er im Geiste das Morgenrot eines Neuanfangs ohne seine bisherige Verantwortung. Heute, im Gegensatz zur Zeit, da er die Schreinerei gekauft, machte sich ringsum ein wahrer Hunger nach gelernten Handwerkern geltend.

Natur jedoch läßt Exzeß nicht unwidersprochen. Eine Antwort erfolgte, die sowohl Gautschis Fluchtpläne vereitelte, als auch der Ausschreitung die Rechnung vorlegte. Gerade als der Ansturm seine Kraft zu erschöpfen begann, eilte eine Gestalt der Straße entlang, die schon von ferne durch Rufen die Aufmerksamkeit beanspruchte. Soviel konnte man sogleich erkennen, daß sie von Gautschi etwas begehrte. Atemlos anlangend, achtete sie nicht auf die umliegende Trostlosigkeit, so war sie anscheinend von einem Schreckensbild, das sie in sich trug, erfüllt, sondern berichtete sogleich stoßweise. Ihre Stimme allein schon bannte die Aufmerksamkeit auf die Sprecherin, in der man nun Helen Knuchel erkannte.

Schneider – denn um niemand anders als den Anstifter der Schlacht ging es – hatte seine Frau in einem Anfall so sinnlos geschlagen, daß Nachbarn, herbeigeholt von tödlich erschreckten Kindern, sie ohnmächtig aufgefunden. Anscheinend waren die Kräfte, nachdem man ihn heimgebracht hatte, für einige Minuten wieder in einem Maße in Schneiders Körper zurückgekehrt, daß er einen Stuhl zu schleudern vermochte. Dann war er wahrscheinlich mit irgendeinem Werkzeug auf die wehrlose Frau eingedrungen und hatte sie übel zugerichtet. Daß es sich dabei um keine gewöhnliche Prügelei gehandelt haben konnte, ging aus der Haltung und der Stimme der sichtlich im Innersten erschütterten Botschafterin hervor.

Man brauchte Gautschi. Auf einmal erschien Schneider nur noch ein drohendes Ungeheuer, von dem sie der einzige, der dazu imstande war, befreien mußte. Männer und Burschen fühlten sich wie aus dem Schlafwandel aufgeschreckt und sahen unvermittelt in einen Abgrund hinab, den ihnen die Nebel ihres vorherigen Zustandes verhüllt hatte. In der kühlen Morgenluft, die sie nun erstmals fühlten, suchten ihre Augen das Gesicht des Schreiners.

Das Bild, das sich ihnen bot, wurde später nie mehr vergessen. Gautschi stand dort wie ein Geschlagener, zum erstenmal während der ganzen Nacht. Nur die nächsten verstanden, daß er sich anklagte, weil er nicht vermocht, das Verbrechen zu verhindern. Ein verspätetes «O nein, verschone mich!» schien sich seiner Brust zu entringen, wobei man deutlich hörte, daß er ein Schluchzen unterdrückte. Im Angesicht des halben Dorfes wurde die Last der Verantwortung wieder auf ihn zurückgewälzt.

Keiner sagte etwas. Aber vor diesem Bild des Erbarmens schien die ganze Anklage zu zerbröckeln. Hier vor dieser Selbstbeschuldigung wuchs die Rechtfertigung aus den Herzen der Widersacher. Was dann im Verlaufe der folgenden Tage an formeller Entlastung erfolgte, schien bloß noch eine unbedeutende Äußerlichkeit zu sein. Sie war nur für jene, die dann anstelle Gautschis verurteilt und des mehr oder weniger beabsichtigten Betruges, der unberechtigten Einmischung in den Schulhauswettbewerb und des Mißbrauchs von Amtsgewalt und Information überwiesen wurden, von wirklicher Bedeutung.

Der Schreiner raffte sich als erster auf. Er schickte sich an, seinem Ruf zu folgen, schüchtern, traurig und demütig. Er würde nie ein Herrscher, nie ein Führer sein. Und doch würde Bauwil seiner nie entbehren können.